

Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 6 (1952)

Heft: 1-4

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHERBESPRECHUNGEN · COMPTES RENDUS

HANS SCHAER, *Erlösungsvorstellungen und ihre psychologischen Aspekte*. 687 Seiten, 8°. Zürich, Rascher Verlag, 1950.

Dieses von einem humanistischen, in der Tiefenpsychologie bewanderten Theologen verfaßte Werk steht wie eine Lampe innerhalb unserer christlich-abendländischen Menschheit, die verschiedenen Wege zu ihrer Erlösung psychologisch beleuchtend. Das milde Licht einer verständnisvollen Kritik scheint nicht nur auf den Protestantismus in seiner erstaunlichen Vielfältigkeit, sondern auch auf den reichgegliederten Corpus der römisch-katholischen Kirche. Jedoch, so aufschlußreich das ausführlich, faßlich und übersichtlich geschriebene Buch auch sein möge, seine Anzeige würde außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift fallen, wenn nicht der Verfasser hervorhebe, daß die Heimat der Erlösungsreligionen in Asien liegt. Mit dieser Feststellung macht er Ernst. Keineswegs beschränkt er sich darauf, Judentum und Islam als orientalische Religionen zu berücksichtigen; er weist auch nach, wie das Christentum, trotz westlicher Beeinflussung, im Orient wurzelt. Dieser Standpunkt möge dem christlichen Theologen zu eigen sein, weniger selbstverständlich ist, daß er die indischen, resp. fernöstlichen Erlösungsvorstellungen auf gleiche Stufe mit den christlichen stellt, anstatt sie als minderwertig zu diskriminieren oder gar als heidnisches Blendwerk zu verurteilen. In dieser Hinsicht zeichnet sich der Verfasser durch eine erfreulich objektive Offenheit aus. Nicht nur gibt er bereits zu Anfang einen knappen Überblick über die indischen Erlösungsvorstellungen; auch fernerhin zieht er bei der Beschreibung der (neun) Erlösungswege für den europäischen Menschen jeweils indische und von hier aus fernöstliche Erlösungslehren und -methoden heran; so bei der Erlösung als «Ordnung der Seele» (confessio) den Mahâyâna-Buddhismus – durch die «Verengerung der Persönlichkeit» die asketischen Strömungen – durch die «Erweiterung der Persönlichkeit» den Yoga (und das *Tibetanische Totenbuch*) – auf dem «Wege zur seelischen Ganzheit» (Individuation) den Taoismus (mit dem *I Ging*) und den Zen-Buddhismus. Ja, bei der Vergleichen gesteht er nicht nur, daß diese Lehren in Schichten dringen, die dem europäischen Menschen schwer zugänglich sind, sondern auch, daß im Westen nicht immer ebenbürtige Parallelen aufweisbar sind.

Es erübrigt sich, diese Erörterungen hier kritisch zu würdigen; schon deshalb, weil sie nur ein zuverlässiges Referat sind und auch nicht mehr sein wollen – dienen sie doch nur zur Erläuterung und Ergänzung der christlichen Erlösungsmöglichkeiten, deren Darstellung das eigentliche Anliegen des Verfassers ist. Trotzdem erfüllen diese Betrachtungen innerhalb des Werkes eine doppelte Aufgabe, die sogar über das Thema hinausgeht: einerseits, dem der asiatischen religiösen Kultur un-

kundigen Leser eine Ahnung von ihrer Bedeutung zu geben und ihn so vor Überheblichkeit zu schützen – andererseits dem europäischen Verehrer dieser Kultur ihre Wesensgleichheit einzuprägen mit der westlichen Kultur, die immerhin seine Mutter ist.

G. DEKKER

ALFRED HERMANN/MARTIN SCHWIND, *Die Prinzessin von Samarkand*. 148 Seiten, 8°. Köln, Greven, 1951.

La mosaïque de nationalités que représente le Caucase a fait de cette région la terre de prédilection des ethnographes et des folkloristes. C'est là que l'on rencontre peut-être la plus grande variété de mythes, de légendes, de contes et de chansons de geste. A la suite des frères Grimm et d'autres romantiques allemands qui donnèrent le branle aux recherches dans le domaine de la poésie populaire, des savants russes, notamment Vsevolod Miller, entreprirent il y a un demi-siècle l'étude du folklore caucasien. Pendant l'entre-deux-guerres, des savants occidentaux apportèrent une remarquable contribution à ces recherches. Adolf Dirr publia en 1920 à Iéna ses *Kaukasische Märchen*, recueillis sur place parmi les montagnards de Ciscaucasie, les Géorgiens, les Arméniens et les Turcs d'Azerbeïdjan. Ce recueil comprend des fragments des cycles d'Amiran (Prométhée), de la Rustemiade et des Nartes. Georges Dumézil se spécialisa dans ce dernier domaine et fit paraître en 1930 chez Honoré Champion les *Légendes sur les Nartes*, collection de fables répandues chez différentes peuplades du Caucase septentrional, en particulier chez les Ossètes. Quant à Frédéric Macler, il publia en 1933 chez Geuthner des recueils de contes, légendes et épopées populaires d'Arménie. Des savants soviétiques ont également poursuivi les recherches dans ce domaine, mais leurs publications sont malaisément accessibles.

A cette série de travaux s'ajoute maintenant un volume de contes d'Azerbeïdjan et d'Arménie présenté par MM. Hermann et Schwind qui les ont recueillis pendant la dernière guerre de la bouche de deux conteurs populaires et adaptés en allemand. Il s'agit d'une douzaine de morceaux, provenant en majeure partie d'Azerbeïdjan, presque toute la collection arménienne ayant disparu dans la tourmente de la défaite allemande. Ces contes valent surtout par leur authenticité, leur poésie fruste mais sincère ; ils sont dans l'ensemble d'un intérêt médiocre. Il n'est pas difficile de leur trouver des variantes dans le folklore d'autres peuples de l'Orient, parfois aussi dans les Balkans.

L'ouvrage s'achève par un commentaire de Hermann qui reprend la thèse de l'iranisant Christensen pour interpréter les deux groupes de contes qu'il présente. Selon cette thèse, l'apport indo-européen (arménien en l'occurrence) se caractériserait par le sens du merveilleux ; l'apport sémite, ou touranien (azeri dans les contes dont il s'agit), par la tendance au réalisme. L'influence chrétienne dans un cas, mu-

sulmane dans l'autre, accentuerait encore cette opposition, le conte arménien étant plus «ingénu», l'azeri plus «fataliste». Cette thèse semble toutefois très discutable et l'auteur lui-même n'en méconnaît pas certaines faiblesses. A. GASPARD

PERCIVAL SPEAR, *Twilight of the Mughuls*. Studies in late Mughul Delhi. 228 pages, demy 8^{vo}. Cambridge University Press, 1951.

Das Buch von Spear behandelt die Geschichte der Stadt Delhi und ihres Gebietes in der letzten Zeit der Großmoguln und im Anfang britischer Herrschaft. Es beginnt mit dem Abzug der Afghanen und Marathen im Jahre 1761 und schließt mit der Meuterei von 1857. Im ersten Teile wird das Königreich Delhi bis zur britischen Eroberung (1803) behandelt, wobei die Jahre 1782–88, in denen es unter den Einfluß der Marathen geriet, auf Grund von Originalquellen besonders eingehend dargestellt sind. Im zweiten Teile schildert Spear die Beziehungen der Engländer zu den Großmoguln (den «Königen von Delhi»), die britische Verwaltung (besonders das Metcalfe-System), das Leben der Engländer in Delhi und einzelne besondere Ereignisse, zuletzt die Meuterei von 1857, wobei die Schuld des letzten Großmoguls sorgfältig untersucht wird.

Das Buch ist eine klare und objektive Darstellung einer Epoche der Geschichte des nördlichen Indien mit feinem Verständnis für den indischen Standpunkt.

LUDWIG FORRER

MANFRED MAYRHOFER, *Handbuch des Pâli*. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Mittelindischen. I. Grammatik, II. Texte und Glossar. XXVII + 214, IV + 83 Seiten, 8°. Heidelberg, C. Winter, 1951.

Gegenüber den literarischen und inschriftlichen Prâkrits stellt das Pâli die altertümlichste Form des Mittelindischen dar; es ist die Literatursprache der südlichen Buddhisten, die als Missionsprache im 3. Jhdt. v. Chr. vom indischen Festland nach Ceylon gelangte. Die verschiedenen Schulen des «nördlichen» oder Mahâyâna-Buddhismus benutzen das Sanskrit, teilweise freilich ein hybrides, das unverkennbar die Spuren der Umsetzung aus einem Prâkrit an sich trägt. Man darf vermuten, daß der damit postulierte ältere Prâkritkanon der Buddhisten in derjenigen Verkehrssprache abgefaßt war, in welcher der Ordensgründer im 6. Jhdt. selbst gepredigt hatte, in der sogenannten Ardha-Mâgadhî; danach wäre auch der Grundstock des Pâlikanons aus einem Prâkritkanon umgesetzt. Hinter der Frage nach der Sprachform des Urkanons stellt sich die weitere Frage, ob dessen Inhalt reiner bewahrt ist in der Pâli-Überlieferung der Theravâdins von Ceylon oder in der ältesten Tradition

der anderen Schulen, die wir in der Hauptsache nur aus tibetischen und chinesischen Quellen kennen.

Diese Pâlisprache will also das neue Handbuch darstellen; als Grundlage dient natürlich W. Geigers Pâlidarstellung. Vollständigkeit ist nicht erstrebt; die Angaben sind meist klar und konzis und zuverlässig¹; eine Einleitung behandelt die sprachliche Stellung des Pâli im oben angedeuteten Sinne. Der Textteil enthält die Zufluchtsformel beim Ordenseintritt, die Predigt von Benares, etwa zwanzig Dhammapada Strophen, ein paar Jâtakas, das Dhaniya-sutta, ferner als Proben der doppelten Kanontradition Parallelversionen in Pâli und in buddhistischem Sanskrit, darunter «die vier edlen Wahrheiten». Diese Auswahl ist klein, aber angemessen. Soweit also kann man das Werk Studenten und Liebhabern unbedenklich empfehlen.

Aber es beansprucht darüber hinaus, als eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Mittelindischen zu gelten; damit ist gemeint der Anschluß des Pâli nach rückwärts bis zum Indogermanischen. Nun stellt das Mittelindische in allen seinen Entfaltungen eine sprachlich jüngere Stufe des sehr reich und zuverlässig bezeugten Altindischen dar; daher muß man das Pâli zunächst aus dem Sanskrit herleiten und erklären; ohne eine mindestens elementare Kenntnis des Sanskrit läßt es sich sprachlich gar nicht beurteilen. So wird es fraglich, ob man überhaupt eine sinnvolle Aufgabe darin sehen kann, in eine Pâli-Darstellung Ausführungen einzubauen, die nur in einer sprachwissenschaftlichen Darstellung des Sanskrit ihren richtigen Rahmen haben².

Jedenfalls erwartet man nach dem Untertitel vielmehr eine innerindische Beurteilung des Pâli als Literatursprache. In einzelnen Formen zeigt, wie bekannt, das Pâli (und meist auch die Prâkrits) Dialektmerkmale, so mit der Neuerung *l* (auch Rigveda) für skt. *ḷ*, oder mit der Alttertümlichkeit *idha* ‚hier‘ für skt. ved. *iha*. Aber es geht hier um viel mehr als um Dialektformen: das Pâli ist durch die vielen lautlichen Wechselformen und flexivischen Mehrfachformen als eine überdialektische Literatursprache mit eigener Tradition gekennzeichnet. Nebenformen sind nur teilweise reine Archaismen, meist aber Entlehnungen, sei es aus dem Sanskrit oder aus Prâkrits oder aus Volksdialekten. Prâkritisch sind intervokalische *g d v* für echt-pâli skt. *k t p*³. Aber das Umgekehrte, die pâli *k t p* für skt. ved. *g d b (v)*, sogenannte Medienverschiebungsformen nach Verf., sind nicht Entlehnungen aus einem «ver-

1. *sâmi* in *sâmîti* Stück III ist natürlich Vok. ‚o Herr‘ (skt. *svâmin*), nicht wie im Glossar angegeben ein Aor. *sâvi* ‚sie sprach‘.

2. *geha-* ‚Haus‘ wird im Glossar lautlich unmöglich (als **gedha-*) durch Umstellung aus idg. **dheigho-* erklärt: das idg. *gh* dieser Wurzel, ein idg. Palatal, kann nicht als altind. *gh* erscheinen, nur als *h*, vgl. ai. *dih* ‚salben‘, *deha-* ‚Körper‘.

3. So auch *h* für *kh* in pâli skt. pkt. *sahâya-* ‚Gefährte‘: dieses Wort löst das alte *sakhâ* nicht nur funktionell ab (§ 239), sondern setzt es lautlich fort: akk. *sahâyam* aus *sakhâyam*. Die alte Erklärung im Glossar aus *saha-aya-* ‚Mitgänger‘ ist falsch.

härtenden» Dialekt, sondern Pseudoarchaismen, das heißt hyperkorrekte Rückumsetzungen, nicht anders als die falschen Sanskritisierungen im buddhistischen Sanskrit.

Und für echte Archaismen, nicht nur für unmittelbare, ist das Zeugnis der Verse auszuwerten. Die Metren der mitgeteilten Textstücke werden nicht beschrieben, eine elementare Kenntnis der Sanskritmetrik wird also stillschweigend vorausgesetzt; aber für das Dhaniya-sutta genügt auch die nicht. Lautform und Metrum bedingen sich gegenseitig: vielfach schützt das Metrum ältere oder, bei Entlehnung, dialektfremde Formen; oder aber es wird durch Einsetzung normaler Pâliformen in einen älteren Vers zerstört; daß Verse in Indien Wandergut sind, ist bekannt. Nach § 97 soll metrische Längung und Kürzung «dem Metrum zuliebe» erfolgen; die Anwendung der Vokaldehnung auf *tatiya-*, dritter‘ übersieht die Sanskritentsprechung mit *î*, und diejenige auf den Auslaut von *jâyatî* (§ 498) verschleiert die Tatsache, daß dies eine modernisierende Umsetzung aus Medium (skt.) *jâyate*, entsteht‘ darstellt. Am Ende von § 93 heißt es «im Vers werden die Sproßvokale oft nicht gezählt»; das stimmt für unsere Textüberlieferung, aber Verse dieser Technik (etwa Dh. 63 f.) sind eben gedichtet worden entweder zu einer Zeit, als diese Sproßvokale im Pâli noch nicht aufgekommen waren, oder in einer Sprache, in der sie überhaupt nicht bestanden.

Die Verheißung des Untertitels wird also nur sehr unvollkommen erfüllt. Das Pâli ist nicht einfach ein früher Dialekt mit einigermaßen einheitlicher Laut- und Formenentwicklung, sondern es ist eine frühe mittelindische Missions- und Literatursprache; so genügt es nicht, in der Grammatik sich auf eine rein dialektologische Linienführung mit Anerkennung zahlreicher Ausnahmen zu beschränken und nur in der Einleitung die kulturhistorischen Überschneidungen anzudeuten. Das Flußgebiet des Ganges ist ein riesiges offenes Land ohne Kultur- oder Verkehrsgrenzen, in dem auch wandernde Brahmanen in Sanskrit disputierten. Der Buddha, selbst bei Brahmanen geschult, hielt zielbewußt seine erste Predigt in Benares, außerhalb des Magadhalandes. Ganz gleichgültig, wo die Dialektgrundlage des Pâli beheimatet ist und in welchem Gebiet der erste Kanon abgefaßt wurde, eine Sprache der religiösen Diskussionen war nicht erst vom Buddha geschaffen, und sie war kein einfacher Dialekt. Aber neben einer dieser Sprachen gebrauchten alle die religiös aufgewühlten Verkünder neuer Lehren im privaten Kreise auch ihre heimatlichen Idiome (Dialekte prâkritischen Lautstandes), und die meisten beherrschten auch das Sanskrit, sie mußten es kennen um der Auseinandersetzungen mit den Brahmanen willen. So war die Diskussionsprache und schließlich auch die Missions- und Ordenssprache eine traditionsbeschwerte Kultursprache; aber sie war in allen ihren Stadien für Entlehnungen von oben und von unten offen, da ihre Träger zugleich am Sanskrit und an einem Prâkrit Anteil hatten.

M. LEUMANN

HEINRICH ZIMMER, *Mythen und Symbole in indischer Kunst und Kultur*. Mit 71 Illustrationen und einem Bildnis des Verfassers. (Heinrich Zimmers Gesammelte Werke, I. Band.) 282 S., 8°. Zürich, Rascher Verlag, 1951.

Die vom Rascher Verlag unternommene Gesamtausgabe der Werke des Indologen Heinrich Zimmer, der wohl die bisher tiefste Deutung indischer Geisteswerke gegeben hat, beginnt mit der Übersetzung von *Myths and Symbols in Indian Art and Civilization* (Bollingen Foundation, New York), an dieser Stelle besprochen Jahrgang 1949, S. 64f. Es ist sehr zu begrüßen, daß dies Werk, das eine wichtige Ergänzung zu Zimmers *Mâyâ* bildet, jetzt auch in deutscher Fassung zugänglich gemacht ist. Der Übersetzer E. W. Eschmann sah sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, ein zwar deutsch konzipiertes, aber englisch verfaßtes Werk in diejenige Form zurückzutransponieren, die der Verfasser selbst ihm gegeben hätte. Es ist ihm dies im ganzen vortrefflich gelungen, wobei ihm sehr zustatten kam, daß er noch das Glück hatte, ein Zuhörer Zimmers zu sein; die Erinnerung an sein so unvergleichlich eindrucksvolles gesprochenes Wort ermöglichte es ihm, die Urform des Buches weitgehend erstehen zu lassen, was bei der oft eigenwilligen und kühnen Neubildungen liebenden Sprachform Zimmers keine leichte Aufgabe war. Schade, daß in der Wiedergabe indischer Namen und Ausdrücke zahlreiche Ungenauigkeiten mit unterliefen, besonders in der Form unrichtigen grammatischen Geschlechts, was hier wie anderswo auf die Undifferenziertheit des englischen Artikels zurückzuführen ist.

Der allzufrühe Tod Heinrich Zimmers hat uns unersetzliche Werte entrissen; sein Nachlaß enthält eine Fülle von Vorarbeiten geplanter Werke. So war ein Band über indische Medizin halb vollendet; eine Einleitung in das Studium des Sanskrit war skizziert und hätte gewiß gezeigt, daß Zimmer auch sprachwissenschaftliche Probleme in interessanter Weise zu behandeln wußte (schon sein *Ewiges Indien* gab davon Zeugnis); ein gemeinverständliches Werk über indische Mythologie war begonnen. Es ist zu hoffen, daß auch diese Arbeiten, soweit sie bereits endgültige Form gewannen, in die Gesamtausgabe Aufnahme finden.

E. ABEGG

HEINRICH ZIMMER, *Philosophies of India*. Edited by JOSEPH CAMPBELL. Bollingen Series XXVI. 687 pages, 8^{vo}, 13 plates. New York, Pantheon Books, 1951.

Das Buch, das als eigentliches Vermächtnis Heinrich Zimmers zu betrachten ist, beruht im wesentlichen auf Vorlesungen, die er kurz vor seinem 1943 erfolgten Tode an der Columbia University gehalten hat. Da aber die hinterlassenen Aufzeichnungen in sehr verschiedenen Stufen der Gestaltung vorlagen, war es die schwierige Aufgabe des Herausgebers Joseph Campbell, Fehlendes zu ergänzen und nur halb

Ausgeführtes nach Möglichkeit auszuformen. Es ist ihm dies in hohem Maße gelungen, da er das Glück hatte, Zimmers Vorlesungen zu hören und mit ihm in fruchtbarem Gedankenaustausch zu stehen, was ihn in den Stand setzte, seine Ansichten bis in die sprachliche Formulierung hinein – und diese ist bei Zimmers unvergleichlicher Sprachkunst etwas sehr Wesentliches – festzuhalten; so ist es ihm geglückt, manches zu retten, was sonst unwiederbringlich verloren geblieben wäre. Die Kapitel über die gegensätzliche, im tiefsten Grunde unvereinbare Geisteshaltung Indiens und des Abendlandes, über Jainismus, Sânkhya-Yoga und Vedânta lagen ausgearbeitet vor, desgleichen diejenigen über das Buddha-Ideal und den Dharma, alles andere war lediglich entworfen. Wenn also das Buch auch unvollständig geblieben ist, so läßt es doch die großen Linien des geplanten Werkes deutlich erkennen. Es unterscheidet sich von den bisher erschienenen Darstellungen der indischen Philosophie schon dadurch, daß es den Kreis der Betrachtung bedeutend weiter zieht, indem es bestrebt ist, die Philosophie in den Gesamtzusammenhang der indischen Geisteskultur einzureihen. So werden von den drei Lebenszielen außer dem Dharma, der Erfüllung des religiösen und weltlichen Gesetzes auch die beiden anderen nicht außer acht gelassen: das Machtstreben im privaten und im staatlichen Leben und die Befriedigung der sinnlichen Begierde. Ein besonderer Vorzug von Zimmers Buch ist die Sorgfalt, mit der die philosophische Terminologie behandelt wird. Viele ihrer Ausdrücke sind ja unübersetzbar und haben in der abendländischen Philosophie keine genaue Entsprechung, und hier ist es nun das erfolgreiche Bemühen Zimmers, die ihnen zugrundeliegenden oft weitverzweigten Bedeutungsentwicklungen aufzuzeigen, und so den indischen Geist bei seiner Arbeit zu beobachten, eine solche Terminologie zu schaffen. Nur so vermögen wir einigermaßen nachzufühlen, wie viele Assoziationen im Bewußtsein des Inders mitschwingen, wenn er diese Ausdrücke braucht.

Vor allem nach zwei Richtungen ist Zimmers Darstellung geeignet, zu einem tieferen geschichtlichen Verständnis der indischen Philosophie beizutragen. Einmal zeigt sie erneut, wie die magische Weltansicht der Vedazeit ungeschwächt fortwirkt bis in die klassischen Systeme hinein, wie noch überall wahres Wissen als eine der Zauberkraft verwandte Macht betrachtet wird, die es vermag, Realitäten zu schaffen, das intuitiv Gewußte Wirklichkeit werden zu lassen. Sodann ist hier zum erstenmal die Frage umfassend behandelt, wieweit im indischen Denken über die Welt vorarisch-dravidische Elemente fortwirken, und es wird dies nicht nur für den Jaina-Glauben, sondern auch für Sânkhya und Yoga überzeugend dargetan; in all diesen Geistesbewegungen haben wir Einflüsse des vorbrahmanischen Denkens zu erkennen, und dies gilt in noch erhöhtem Maße für die Tantraphilosophie, die in dem Buche wie schon in früheren Publikationen Zimmers eine tiefeindringende Deutung gefunden hat. Aber auch so alte Vorstellungen wie die vom kosmischen Urmenschen, aus dessen Opferung die Welt entsteht, lassen sich schon aus dem

Glauben der Ureinwohner herleiten und leben noch heute bei indischen Primitivstämmen weiter. Und schließlich ist auch – was schon lange erkannt wurde, aber von Zimmer durch neue Argumente gestützt wird – der Seelenwanderungsglaube und die mit ihm zusammenhängende Kosmologie mit ihren sich ins Unendliche folgenden Weltperioden dravidischen Ursprungs. Damit hängt in der Tiefe zusammen die Neigung zur Passivität, zum Nicht-Handeln, die an die Stelle der Tatenfreudigkeit und Weltbejahung der vedischen Arier getreten ist. Solche Zusammenhänge sind bei Zimmer tiefer erfaßt als in den bisherigen Darstellungen der indischen Philosophie, wasalleinschon seinem Buche einen bevorzugten Platz unter diesensichert. E. ABEGG

LOUIS H. GRAY, *The Narrative of Bhoja (Bhojaprabandha)* by BALLÂLA OF BENARES. Translated from Sanscrit. American Oriental Series Vol. 34. 109 pages, gr. 8^{vo}. New Haven (Connecticut), 1950.

Die spätere Sanskritliteratur enthält eine Reihe von Werken, die allerlei Anekdoten über berühmte Persönlichkeiten der Literatur oder Geschichte bieten, welche ohne Rücksicht auf geschichtliche Wahrheit und zeitliche Abfolge aneinandergereiht werden. Von dieser Art ist der aus dem 16. Jahrhundert stammende *Bhojaprabandha*. Daß es sich hier nicht um historische Begebenheiten handelt, zeigt sich schon darin, daß Persönlichkeiten aus ganz verschiedenen Jahrhunderten am Hofe des Königs Bhoja von Dhârâ versammelt werden, unter ihnen auch Kâlidâsa, auf den hier manches übertragen zu sein scheint, was ursprünglich von anderen erzählt wurde. Der Wert des kleinen Werkes liegt also nicht in der Wiedergabe historischer Tatsachen, sondern in der Schilderung des Lebens und Treibens an Fürstenhöfen des indischen Mittelalters. Was seine literarische Form betrifft, so erinnert die Mischung von Prosa und Sprüchen an die großen Fabelsammlungen, die ebenfalls auf weite Strecken von Versziten unterbrochen werden, so daß es oft schwer hält, den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen. Eine hübsche Geschichte, die für das Verhältnis von Fürst und Dichter charakteristisch ist, hat schon Hertel in seiner Übersetzung des *Tantrâkhyâyika* zugänglich gemacht, und Pischel hat sie in ihrer literargeschichtlichen Bedeutung gewürdigt. So bedeutet die sorgfältige Übersetzung und Erklärung des Textes durch Gray einen wertvollen Beitrag zur indischen Kulturgeschichte. E. ABEGG

Jupji. The Sikh Morning Prayer. Translation by KHUSVANT SINGH. Royal India, Pakistan and Ceylon Society. 23 pages, 8^{vo}. London, no date.

Die Einleitung gibt eine treffliche Zusammenfassung des Glaubens und Kultes der Sikh, in der die Verbindung hinduistischer Bhakti-Frömmigkeit und islamischer Glaubenshaltung deutlich zum Ausdruck kommt. Das Morgengebet (*jup-ji* ist das

sanskrit. *japa* «Gebet» mit der ehrenden Nachsilbe, die uns aus der Namensform Gandhiji am besten bekannt ist) bildet den Anfang des *Ādi-Granth*, des heiligen Buches der Sikhs, das im Goldenen Tempel von Amritsar verwahrt ist, und ist insofern der Eröffnungs-Sure des Korans vergleichbar. Schon das Bekenntnis, daß es nur einen Gott gebe, erinnert an die islamische Gottesidee in ihrem tiefen Gegensatz zum Hinduismus mit seinem vielgestaltigen Pantheon; wenn die Gottheit aber als höchste Wahrheit gekennzeichnet wird, denkt man an das Brahman als *satyasya satyam*. Er ist ohne Furcht und ohne Haß wie dieses und durchwaltet gleich ihm das Universum. Er ist ungeboren und unsterblich wie der Purusha in Krishnas Verkündigung; er erfährt auch keine Wiedergeburt, womit offenbar auch der Avatâra-Glaube abgelehnt wird. Und wenn es dann heißt, daß der Gläubige durch seine Gnade ihn erfasse, so läßt dies an den Ausspruch der *Katha-Upanishad* denken: «Nur wen er wählt, von dem wird er ergriffen.» Schon vor der Zeit bestand er, wie Vishnu im Hinduismus der Schöpfer der Zeit ist. Dies ist der Mûlamantra, die Grundformel des Sikh-Glaubens, die in typischer Weise Hindu-Gedanken mit islamischen verbindet wie diesschon in den religiösen Liedern Nânaks und Kabîrs geschah. Das Ganze ist unstreitig eines der schönsten Gebete, welche die indischen Religionen hervorgebracht haben, und zeigt eindrucksvoll, welche Vertiefung die Religiosität Indiens seit dem noch ganz in Naturverehrung wurzelnden Sâvitri-Gebet des *Rigveda* erfahren hat.

E. ABEGG

G. CONSTANT LOUNSBERY, *Buddhist Meditation in the Southern School. Theory and Practice for Westerners. With a foreword by W. Y. EVANS-WENTZ.* 177 pages, 8^{vo}. London, Luzac & Comp., 1950.

Die meisten abendländischen Behandlungen der buddhistischen Meditation wie auch des Yoga sind rein theoretisch und nehmen auf die konkrete Praxis wenig Bezug. Dies erklärt sich daraus, daß sie sich lediglich auf literarische Überlieferung stützen, während die Methoden der Versenkung zumeist der persönlichen Belehrung überlassen werden, wie sie sich in jahrhundertelanger Tradition von Lehrer zu Schüler fortgepflanzt hat. Es ist deshalb das wesentliche Verdienst der Schrift von Lounsbery, die abendländischen Interessenten und Bekenner des Buddhismus mit dieser praktischen Ausgestaltung der Meditation bekannt zu machen, wie sie namentlich auf Ceylon, wo die alte Lehre am treuesten bewahrt wurde, noch lebendig ist. Dabei werden aus guten Gründen solche Übungen, die dem Abendländer schädlich und gefährlich werden können, ausgeschlossen, etwa die zu weitgehende Mitleidsmeditation, die leicht zu depressiven Zuständen führen kann; auch die Meditation über den Leichnam als Symbol der Vergänglichkeit wird widerraten, da dasselbe Ziel auch auf Grund des lebenden, sich unaufhörlich verändernden Körpers gewonnen werden kann. Es ist schwer, den Zustand des Dhyâna solchen zu erklären, die ihn nicht durch praktische Übung schon kennen, und die äußeren Hilfsmittel,

die Aufmerksamkeit zu fixieren und den Geist zu beruhigen, werden in der Literatur nur selten genannt; um so wertvoller ist ihre genaue Beschreibung, wie sie in dem Buche gegeben wird.

E. ABEGG

KARL HELBIG, *Die südostasiatische Inselwelt (Inselindien)*. Mit 18 Karten im Text und 19 Abbildungen. 150 S., 8°. (Band der Reihe «Kleine Länderkunden», hrsg. v. W. Evers.) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung, 1949.

Auf knapp 150 Seiten Text mit Karten und Tabellen gibt der Autor eine durchaus umfassende und dabei sehr lebendige Übersicht über die große Inselwelt von den Philippinen bis Neu Guinea. Notwendigerweise trockenes Tatsachenmaterial wechselt in der Darstellung mit Einzelbildern von kräftiger Farbenwirkung. (So schildert Helbig Leben und Stimmung im malaiischen Dorf; er ist ergriffen vom Ausblick vom 3140 m hohen Goenoeng Agoeng auf Bali, wie einst Petrarca auf dem Gipfel des Mont Ventoux.)

Das tektonische Bild des Inselraumes erscheint in den Hauptzügen klar – gut wird das intensive vulkanische Leben in seinen mannigfachen Erscheinungsformen geschildert; meisterhaft weiß Helbig z. B. den tropischen Urwald zu skizzieren: er bleibt einfach, klar und exakt –, und doch darf der Leser immer wieder des Autors verhaltene Liebe für diese wunderbare Tropenwelt spüren.

Der Erforschung, der kolonialgeschichtlichen und der neuesten politischen Entwicklung wird ziemlich viel Raum gewährt, unseres Erachtens mit vollem Recht. Daß die wirtschaftlichen Gegebenheiten in einem etwas knappen Überblick behandelt werden, mag mancher Leser bedauern, das liegt aber in der Natur der «kleinen Länderkunden». Wertvolle Aufschlüsse vermitteln die Abschnitte über die Religionen und Rassen; besondere Aufmerksamkeit schenkt Helbig der chinesischen Infiltration in den südostasiatischen Inselraum. Wir glauben in diesem mongolischen Vordringen eine sehr ernste Gefahr für den Fortbestand der malaiischen Kultur und Rasse zu erkennen – eine Gefahr, die uns heute, da die weißen Kolonialvölker den fernen Osten aufgeben, zu großen Befürchtungen Anlaß gibt.

Immer ist der Autor im Urteil sehr zurückhaltend; dies zeigt sich insbesondere in der Würdigung der kolonisatorischen Tätigkeit der Niederländer und der Amerikaner. – Übersichtliche Tabellen, Namen- und Sachregister sowie eine über 100 Nummern umfassende Literaturübersicht (eine vielleicht noch zu ergänzende Auswahl) bilden in einem besondern Anhang den Abschluß des Bandes.

ARNOLD GUBLER

VICTOR PURCELL, *The Chinese in Southeast Asia*. (Issued under the joint auspices of the Royal Institute of International Affairs and the Institute of Pacific Relations). 801 pages, 8^{vo}. London, Oxford University Press, 1951.

Die Arbeit von Purcell greift aus der Vielzahl der Aspekte, die der heutige Ferne Osten bietet, das Sonderproblem der chinesischen Emigration ins Gebiet von Südost-Asien (Burma, Siam, Indochina, Malaya, Britisch-Borneo, Indonesien, Philippinen) heraus, um es in einer demographischen, historischen, ökonomischen, politischen Analyse zur Gesamtdarstellung zu bringen. – Der Autor, heute Dozent für Fernöstliche Geschichte an der Universität Cambridge, bringt für die Aufgabe, die er sich gestellt hat, eine fast dreißigjährige Erfahrung als britischer Zivilbeamter in Malaya in der Eigenschaft eines Protector of Chinese und später Principal Adviser on Chinese Affairs mit. Als Experte der U. N. Economic Commission for Asia und durch eine Reise im Jahre 1950 hatte er Gelegenheit, sich auch mit den durch die Umwälzungen der allerjüngsten Zeit geschaffenen Verhältnissen vertraut zu machen.

Wir haben es mit einer Art «Handbuch» zu tun – unentbehrlich für jeden, der sich in die Probleme des Fernen Ostens ernsthaft einarbeiten will.

Purcell beklagt mit Recht den Mangel an Werken, die – ein großes vorliegendes Material von Spezialstudien über die einzelnen asiatischen Gebiete verwertend – dieses zu Darstellungen umfassenderen Charakters verarbeiten und damit die Vorgänge in Asien gleichsam der allgemeinen Geschichte einverleiben würden. So schwebt der Europäer, der sich über asiatische Fragen orientieren will, «in der Luft»; denn er hat nicht die Zeit, Spezialarbeiten in großer Zahl durchzunehmen und ist andererseits das Opfer jener «terribles simplificateurs», zu denen er in Ermangelung solider Geschichtswerke Zuflucht zu nehmen gezwungen ist. Auch entbehren wir in Europa mit geringen Ausnahmen der Forschungsinstitute, wo diese Arbeit der geistesgeschichtlich-sozialökonomischen Erhellung vorgenommen werden könnte. Purcell beansprucht nicht, ein wissenschaftliches Standardwerk vorzulegen – dazu fehlte die Zeit. Aber sein Werk ist der Versuch, eigene, an Ort und Stelle gewonnene und erprobte Erkenntnisse auf der Basis ergänzender gelehrter Studien auf ein bestimmtes konkretes Phänomen – die chinesische Emigration – auszurichten und zur Diskussion zu stellen.

Hier kann nur angedeutet werden, um was es eigentlich geht. Man schätzt die Auslandchinesen in den obengenannten südostasiatischen Gebieten auf acht bis zehn Millionen Menschen. Ihre Einwanderung in Massen steht in engstem Zusammenhang mit der durch das Eindringen der westlichen Kolonialmächte bewirkten sozialökonomischen und politischen Strukturveränderung im ganzen asiatischen Bereich. Der Chinese kam als Plantagen- und Bergwerksarbeiter, als Handwerker, Klein- und Großkaufmann in die China benachbarten Länder, meistens europäische

Kolonialgebiete. Ja, das Angebot chinesischer Arbeitskräfte war oft überhaupt die Vorbedingung europäischer Kapitalinvestitionen größeren Umfangs und damit der wirtschaftlichen Durchdringung dieser Gebiete durch die Europäer. Der Chinese diente den europäischen Machthabern auch als Mittelsmann zwischen Kolonialherr und Eingeborenenbevölkerung (z. B. in der Steuerwirtschaft).

Ursprünglich fand sehr oft durch Ehen mit den Frauen des Einwanderungslandes ein ethnischer Ausgleich statt. Seit dem Aufkommen eines asiatischen Nationalismus aber steht man vor neuen schwierigen Fragen. Der chinesische Nationalismus will der Beschützer und Betreuer auch der Auslandchinesen sein und gibt der schon immer in Erscheinung getretenen chinesischen Clannishness einen verstärkten Rückhalt. Der Nationalismus der Siamesen, Burmesen, Malayen, Indonesen usw. sieht sich einem *imperium in imperio* gegenüber. Natürlich kann die Frage nicht auf *einen* Nenner gebracht werden. Denn die Zahl der Chinesen ist von Land zu Land sehr verschieden. Am stärksten profiliert ist das Problem in Malaya, wo die Chinesen die numerische Majorität bilden, die Malayen aber diesen mit einem neuen nationalen Selbstbewußtsein gegenüberreten. – Diese Auslandchinesenfrage ist heute eingebettet in die Dynamik des weltpolitischen Machtkampfes um die Hegemonie im Pazifik, wo ein älterer europäischer Kolonialismus (in Indochina und Malaya) einem jüngeren aufstrebenden amerikanischen Sendungsbewußtsein und -willen zur Seite steht, während von China her die Kräfte einer in der Glaubensbotschaft des Kommunismus verankerten Bewegung am Werke sind, die die «vertikal» gegliederten Völker in einen allumfassenden «horizontalen» Kampf der «Unterdrückten» gegen ihre Unterdrücker umzuwandeln bestrebt sind.

Purcell bemerkt bescheiden, daß seine Arbeit auf die Frage, wie das alles enden wird, keine Antwort bereithält, sondern nur Kenntnisse vermittelt, die unentbehrlich sind, wenn man sich ein sachgemäßes Urteil über die heutige Situation bilden will.

MAX SILBERSCHMIDT

E. HAENISCH, *Lehrgang der chinesischen Schriftsprache*. 3 Bände. III u. 162, XI u. 242, III u. 292 Seiten, 8°. 2. Auflage. Leipzig, O. Harrassowitz, 1940/49/49.

E. Haenischs *Lehrgang der chinesischen Schriftsprache*, dessen bisher vorliegende drei Bände zum erstenmal 1929, 1931 und 1933 erschienen sind, gehört noch heute zu den nur wenigen Lehrbüchern des literarischen Chinesisch, deren sowohl der abendländische Sinologie-Dozent als auch -Student bedarf. Überdies kann das Werk von H. als eines der besten unter diesen Lehrbüchern bezeichnet werden und ist sogar für den Selbstunterricht geeignet. Daher möchten wir es hier besonders begrüßen, daß seit 1949 auch die Bände II und III wieder zur Verfügung stehen.

Wohl kann man am *Lehrgang* von H. das eine oder andere kritisieren. So die Transkription, die H. nach dem Vorgang von W. Grube und Fr. Hirth verwendet; wenn er von dieser sagt (II, 176), daß sie sich «in der Wissenschaft wohl des weitesten Gebrauchs» erfreue, so trifft das bestimmt nicht für die heute mittlere und jüngere Sinologen-Generation zu, nicht einmal auf deutschem Sprachgebiet. Einzelne Textstellen könnte man grammatikalisch auch anders erklären als H. Vor allem aber finde ich, daß H. in seiner Erklärung und Darstellung der chinesischen Sprache viel zu sehr mit unseren starren grammatikalischen Ausdrücken exerziert, bin ich doch der Auffassung, daß das Chinesische überhaupt keine Grammatik in unserem Sinne hat¹. Diese Einwände sind alle mehr oder weniger subjektiv, standpunktbedingt. Ich bedaure es aber, so paradox dies klingen mag, noch mehr, daß H. den «Grammatischen Abriss» seines *Lehrgangs* nicht ausführlicher gehalten hat; denn seit den längst vergriffenen zwei *Chinesischen Grammatiken* von G. v. d. Gabelentz ist nichts Gleichwertiges mehr geschrieben und veröffentlicht worden, und niemand, wenigstens in deutschsprachigen Ländern, wäre wohl so berufen, das zu tun, wie H., der mit Recht hochangesehene «Grammatiker» unter den Sinologen. Darum sei hier der Wunsch geäußert, daß H. eine solche ausführliche «chinesische Grammatik» noch schreiben möge.

Es muß aber als noch dringlicherer Wunsch gelten, daß der längst erwartete und versprochene 4. Band des *Lehrgangs* endlich erscheinen könne. Für viele Chinesisch-Studierende wird die Sammlung chinesischer Texte, die den 3. Band bildet, erst durch die Erläuterungen des 4. Bandes wirklich brauchbar und nützlich werden. Und diese würden dem Sinologie-Dozenten, der den 3. Band in den Lektüre-Übungen mit seinen Studenten verwendet und nicht über die der Textauswahl von H. zugrunde gelegte und selbstverständlich auch kommentierte, ursprüngliche chinesische Ausgabe verfügt, viel überflüssige, gelegentlich sogar vergebliche Arbeit ersparen.

E. H. v. TSCHARNER

S. HOWARD HANSFORD, *Chinese Jade Carving*. XI und 145 S., 33 Tafeln und 12 Abb. im Text, 8°. London, Lund Humphries & Co, 1950.

Die vorliegende Arbeit soll in erster Linie den Leser über die moderne Technik der Jadebearbeitung informieren. Der Verf. hat sich in den Jadewerkstätten von Peking in alle technischen und künstlerischen Einzelheiten des Jadeschneidens einweihen lassen und ist somit in der Lage, genaue Angaben über das Zustandekommen von Form und Ornamentik zu machen. In einer Reihe von Illustrationen werden die Werkzeuge gezeigt, deren sich der Jadeschnitzer der Gegenwart bedient, um mit Hilfe verschiedener Ätzmittel die Härte des Steines zu meistern und Kunstwerke hervorzuzaubern, die man staunend bewundert.

1. Vgl. meinen Aufsatz «Vom Wesen der chines. Sprache», in den *Mitt. d. Schweiz. Ges. d. Freunde ostasiat. Kultur* III, St. Gallen 1941.

Für die Jadetechnik der älteren Zeit ist man hingegen im wesentlichen auf Vermutungen angewiesen, obgleich es für den Fachmann klar erkennbar scheint, ob ein Gegenstand noch mit einem Steinwerkzeug oder schon mit einem Metallgerät bearbeitet wurde. Die Glaubhaftigkeit der chinesischen Texte, deren sich auch Laufer noch bediente, wird in bezug auf die Jadekunst vielfach angezweifelt, und sagenhafte Angaben, wonach durch Einsalben des Steines mit Krötenfett dieser sich wie weiches Wachs schneiden lasse, werden glatt abgelehnt. Ebenso werden die Legenden taoistischen Ursprungs als lächerlich bezeichnet, welche die Kaiser, als Hohepriester, veranlaßt haben sollen, vor Opferhandlungen zur Reinigung des Körpers gemahlene Jade als Nahrung einzunehmen.

Besonders eindringlich wird auf die Tatsache verwiesen, daß selbst in guten Jadesammlungen Gegenstände als «Jade» gelten, die schon seit frühen Zeiten aus weichen einheimischen Steinarten hergestellt worden waren. Genaue Untersuchung von Material und Technik mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ist daher unerlässlich für die Forschung auf diesem Gebiet. Und bei Benutzung der chinesischen Quellen ist gründlichste Kenntnis der Sprache erforderlich: Irrtümer bei Übersetzung der Texte haben so manche Gelehrte zu Fehlschlüssen geführt.

Bezüglich der Herkunft des Nephrit vertritt der Autor die Ansicht, daß in China selbst, auch in der Frühzeit, kein Jade gebrochen wurde und daß die Einfuhr von Nephrit aus Khotan schon in neolithischer Zeit begonnen habe. Er glaubt auch, daß die ältesten Werkzeuge für die Bearbeitung des Nephrit aus Zentralasien übernommen wurden, daß vielleicht sogar Menschen der Vorzeit aus Z.-A., mit Jadewaffen ausgerüstet, als Eroberer chines. Boden betreten haben und daß diese Menschen möglicherweise ein beherrschendes Volkselement innerhalb der am Huangho angesiedelten chinesischen Steinzeitmenschen geworden waren. Der Verf. führt dazu an, schon Hirth habe angenommen, daß es in China ungefähr in der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends zwischen der Steinzeit und Bronzezeit eine Nephritzeit gegeben habe.

Die kurzen Hinweise auf den gehaltvollen Inhalt des Buches von Hansford zeigen, daß hier sehr anregende und auch aufschlußreiche Arbeit geleistet wurde. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern auf diesem Gebiete sieht der Autor in der Hauptsache allerdings von stilkritischen Untersuchungen der Jadekunst und ihrer symbolhaften Bedeutung ab und wendet sich mehr ihrer äußeren Erscheinung zu, die er mit Erfolg zu erklären weiß.

M. STIASSNY

RENÉ GROUSSET, *La Chine et son Art*. IX et 332 pages, 63 planches h. t., 1 carte, gr. in-8°. Paris, Editions d'Histoire et d'Art, Librairie Plon, 1951.

I

Le nouvel ouvrage de M. René Grousset a – chose rare de nos jours – l'avantage d'être fort bien présenté. Le papier, la générosité des alinéas et des marges, l'illus-

tration choisie, les notes à leur vraie place au bas des pages, tout jusqu'à la petite carte qui prévoit ingénument les défaillances de mémoire, facilitent une lecture que le charme du style rendrait à lui seul attrayante.

Une Introduction suggestive¹ précise le but de l'auteur. Protégée de trois côtés par les hauts plateaux glacés et les déserts – qui isolent mieux que la mer² – et s'ouvrant, à l'Est, sur un océan «resté pendant des millénaires sans rivage opposé», le «continent chinois» a, pendant quelque 23 siècles, bénéficié de tous les avantages de l'insularité. Puissamment originale grâce à sa longue incubation en vase clos, influencée par la vocation agraire de la population primitive, la civilisation a évolué au cours d'une histoire «rythmée par l'alternance de périodes d'émiettement³ et d'époques de regroupement». D'âge en âge, «technique, sensibilité et philosophie de l'art se sont renouvelées au point, qu'à diverses reprises, l'art chinois a paru devenir le contraire de lui-même»⁴ *La Chine et son Art* – «qui ne se présente point comme une histoire de la Chine»⁵ – a pour but de suivre, «grâce au coupe-file de l'histoire de l'art»⁶, la courbe de cette évolution.

2

Le lecteur ainsi aiguillé sur la voie, M. Grousset poursuit son enquête à travers six monographies. Les cinq premières sont consacrées successivement à la protohistoire, à l'ordre Han – 206 av. J.-C. à 220 ap. J.-C. –, à l'âge des Révolutions, Invasions et Religions nouvelles – 220 à 618 –, aux grandes époques T'ang – 618 à 907 – et Song – 960⁷ à 1276. La dernière traite des Mandchous et des temps modernes.

Une analyse rendant quelque justice à ces six morceaux sortirait du cadre strictement limité d'un simple compte rendu. Il suffira de souligner que, si *La Chine et son Art* n'apporte pas, à proprement parler, une synthèse nouvelle, elle se distingue par l'actualité de sa documentation. Dans ses 700 notes – avant tout bibliographiques – à part les travaux classiques de Chavannes, Le Coq, Pelliot, Stein et Sirén, presque tous les ouvrages cités datent de 1930 à 1950. Guidé de main sûre, le lecteur est initié au résultat des recherches les plus récentes. Avec ses 232 pages, *La Chine et son*

1. P. I-IX – en sous-titre «Définition de la Chine».

2. P. II, al. 1.

3. A souligner la note 1 de la page VII: «Peut-être l'histoire englobera-t-elle dans les périodes d'émiettement les années 1912 à 1940, en dépit de la fiction de l'Etat unitaire, diplomatiquement maintenue.»

4. P. VIII, al. 2.

5. P. VIII *in fine*. En dépit de la modestie de l'auteur, son ouvrage, s'il ne conte pas cette histoire, jette sur elle, jusqu'à la dernière ligne, des clartés singulières.

6. P. VIII *in fine*.

7. La période de transition entre les T'ang et les Song, période dite des Cinq Dynasties – 907 à 959 – est traitée au début du Chapitre V, «L'Epoque Song».

Art ne pouvait se proposer d'épuiser un sujet, dont bien des données sont du reste encore incertaines. Elle constitue, en revanche, un précieux instrument de travail, qui permettra à chacun de reprendre l'étude de la documentation de sa bibliothèque, dûment renseigné sur les derniers jalons posés.

3

Les lecteurs des *Etudes Asiatiques*, déjà familiarisés avec l'effort des peintres chinois actuels grâce à la conférence⁸ et aux deux beaux ouvrages de M. Chou Ling⁹, liront sans doute avec un intérêt particulier les deux dernières pages de *La Chine et son Art*. Après avoir apprécié sommairement l'œuvre des maîtres de la Chine contemporaine, et illustré son texte de reproductions de l'admirable Cheval de Ju Péon¹⁰, du Rêveur de Fou Pao-che¹¹ et des Bisons de Ou Sogène¹², M. Grousset conclut en une ligne: «A travers tous les changements politiques, la Chine éternelle continue.» Il y a beaucoup dans ces dix mots. Si les peuples, dit-on, ont les gouvernements qu'ils méritent, ils ont certainement les artistes dont ils sont dignes. Ce fut vrai au temps merveilleux du moyen âge et le reste à notre époque chaotique. Les vrais artistes de la Chine d'aujourd'hui ne se bornent pas à rappeler à l'école «moderne» de l'Occident que l'art peut se rajeunir sans perdre le sens du goût et du vrai. Ils ont pour les amis de la Chine le message qui reconforte. Ils peuvent n'être que les précurseurs d'une aube encore lointaine, mais un peuple resté digne d'artistes semblables doit se retrouver. La Chine éternelle continue.

R. FAZY

JEAN BUHOT, *Arts de la Chine*. 172 Seiten, 114 Abb. im Text, 1 farbige Tafel, 8°. Collection *Arts du Monde*. Paris, Les éditions du Chêne, 1951.

Im Rahmen der Bestrebungen, auch die Kunst ferner Länder einem breiteren Publikum näher zu bringen, scheint das Büchlein Buhots besonders gelungen. In knapper Form leitet der Verf. durch Jahrtausende, von der jüngeren Steinzeit bis in das neunzehnte Jahrhundert. Mit wenigen Worten wird die unendliche Größe der chinesischen Kulturentwicklung dargestellt und das Wesentliche hervorgehoben.

In der Hauptsache stützt sich Buhot auf die Publikationen bedeutender Spezialisten, doch erkennt man in jedem Abschnitt der Arbeit seine persönliche Einstellung. Die chinesischen Bronzen der Frühzeit nimmt er an Hand der Forschungen von Karlgren vor, jedoch ohne dessen Auffassung immer zu teilen: die Opfergefäße in Tiergestalt werden beispielsweise Shang datiert, obgleich das Schuppenornament nach Karlgren frühestens in der Zeit Yin-Chou auftritt. Interessanterweise werden

8. *Etudes Asiatiques* III, 1949, pp. 78/79.

9. *La Sagesse Chinoise*, Paris, Edition spéciale, 1948. *La Peinture Chinoise Contemporaine*, Paris, Editions Euros, 1949.

10. *La Peinture Chinoise Contemporaine*, Pl. I. 11. *Ibid.*, Pl. VI. 12. *Ibid.*, Pl. VII.

Jadestücke der Han-Zeit in Gestalt von Tigern und Drachen nicht mehr als Gegenstände angesehen, die dem Opferdienst der vier Weltrichtungen dienten; der bekannte weiße Tiger der Sammlung Giseler, der bei Opferhandlungen als Sinnbild des Westens galt, wäre nach neuester Forschung das Amulett eines Reisenden gewesen.

Die Darstellung der Malerei ist nicht der chronologischen Folge des übrigen Materials eingeordnet; sie wird ihrer überragenden Bedeutung entsprechend gesondert behandelt. Trotz der gebotenen Kürze wird den entscheidenden Merkmalen ihrer Entwicklung genügend Raum gegeben: der «Traktat der Malerei», dem Maler Kuo Hi zugeschrieben, wird eingehend gewürdigt, ganz speziell seine Grundsätze für die Wiedergabe der landschaftlichen Natur.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß sich die Malerregeln des Kuo Hi manchmal fast wörtlich mit den Vorschriften decken, die Lionardo da Vinci in seinem Malerbuch für die Darstellung der Landschaft aufgestellt hat¹, und daß die Hintergrundlandschaft zu dem Porträt der Mona Lisa ganz auffallend Landschaftsbildern gleicht, die auf Kuo Hi zurückgeführt werden. Der Zusammenklang von Berg, Wasser und Atmosphäre, die Form der Berge, ja selbst die Windungen des Flußlaufes, dessen Ufer durch kleine Brücken verbunden sind, zeugen dafür, daß Lionardo da Vinci für die Wiedergabe der Landschaftselemente im «unendlichen Raum» von demselben Gefühl geleitet war wie der chinesische Maler des 11. Jahrhunderts.

Dem Zug der Zeit folgend, legt der Verf. auch viel Wert auf die «wunderbare Blüte» der Malkunst in der Mandschu-Zeit, besonders in der Periode K'ang-hi. Sie offenbart, ebenso wie die Bilder der älteren Meister, daß «die Natur die beste Erklärung gibt für das Wesen der chinesischen Malerei».

Das geistige Band, das den Verf. mit seinem Gegenstand verbindet, verrät sich in jedem Satz der Arbeit. Sie dient daher nicht nur dem Laien, sie bietet auch dem Fachmann manche Anregung. Das reiche Illustrationsmaterial ist mit wenigen Ausnahmen den Beständen der Pariser Museen entnommen.

M. STIASSNY

1. Das Malerbuch des Lionardo da Vinci ist hier nicht zugänglich; es kann daher nicht festgestellt werden, in welchem der 32 Bände dieses Werkes die genannten Regeln niedergelegt sind.